

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Woas, Franz: Der reiche Mahmud

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

sie bei ihrer Abreise nachts auf der Bahnstation aufgegeben hatte. In diesem Briefe hatte sie ihm den zwischen ihr und Elisen vorgekommenen Austritt mitgeteilt und ihm erklärt, daß sie sich, trotz ihrer tiefen Liebe zu ihm, gezwungen fühle, ihm sein Wort zurückzugeben. Denn obgleich es ihr unmöglich sei, zu glauben, daß Elise die Wahrheit gesprochen, als sie gesagt, daß er mit ihr verlobt gewesen sei, so vermöchte sie doch nicht, den Gedanken zu ertragen, daß ihre Liebe als eine niedrige Spekulation auf eine glänzende Partie gedeutet werde.

Nach Empfang dieses Briefes außer sich vor Schmerz und Empörung nach Sizilla stürmend, fand Bela die Familie in äußerster Bestürzung über Vilmas Flucht, über deren Grund ihr an den Grafen hinterlassener Brief, in welchem sie sich darauf beschränkte, für alle ihr erwiesenen Wohlthaten zu danken, keinen Aufschluß gab. Diese Aufklärung konnte nun allerdings Bela erteilen, und Elise bekam von ihrem aus tiefste erzürnten Vater scharfe Vorwürfe zu hören.

Von Bela und seinem Oheim wurden nun alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zur Ausforschung des Mädchens aufgeboten. In den gelesesten Journalen des In- und Auslandes wurde wiederholt ein Aufruf an sie selbst und jeden, der über ihren Aufenthalt Kunde geben könnte, veröffentlicht. Doch blieben alle Bemühungen erfolglos. Da hatte sich Bela neuerdings auf Reisen begeben. Die Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen ließ ihn zu Hause keine Ruhe finden. Auch hegte er die heimliche Hoffnung, daß ihn, nachdem ein planmäßiges Suchen sich als vergeblich erwiesen hatte, der Zufall auf seinen Streifzügen von Stadt zu Stadt auf die Spur der Geliebten bringen werde. So war es geschehen, daß er Bigs Brief um vieles später erhielt, als dieser berechnen konnte.

In hastigen, überstürzten Worten, Vilmas Hände in den seinen haltend, erzählte Bela. Endlich mahnte Big zum Aufbruch. Nachdem die Herren sich zurückgezogen und Vilma rasch ihre Toilette gewechselt hatte, fuhren sie dem stillen Landhause zu, das der Zeuge so vielen heimlichen Kummers gewesen und nun der Schauplatz höchster Seligkeit wurde.

Vilma dachte nicht daran, die ihr vom Arzte verschriebenen Tropfen zu nehmen und sich zur Ruhe zu begeben. Das ihr so unerwartet geschenkte Glück war eine bessere Arznei für sie, als Arzt und Apotheke ihr bieten konnten.

Unmerklich verann dem kleinen Kreise Stunde um Stunde. Sie hatten einander so viel zu sagen, zu berichten und zu erklären. Als Bela sich aber endlich verabschiedete, und Vilma, neben Big auf dem Balkon stehend, seiner im Dunkel der Nacht ihren Blicken entgleitenden Gestalt ein frohes „Auf Wiedersehen!“ nachgerufen hatte, schlang sie ihre Arme um des alten Freundes Nacken, und ihr Haupt an seine Schulter lehrend, sprach sie: „Dir — dir allein danke ich alles, deine treue Liebe hat mir das Glück gebaut.“

Wenige Wochen später fand Vilmas Vermählung mit Bela statt, nachdem eine herzliche Aussöhnung mit der Familie Sziklay erfolgt war. Sie entfragte ihrer künstlerischen Laufbahn. Sie wußte, daß sie dadurch des Geliebten Wunsch entsprach. So wollte sie sich fürderhin, statt der Bühnenkunst, der Kunst des Lebens widmen.

Auch Big ließ sich durch das Drängen des jungen Ehepaars und den Rat seines Arztes bestimmen, sich von seiner schauspielerischen Tätigkeit zurückzuziehen und auf Risfalva dauernd niederzulassen, wo er sich in seiner — wie er erklärt — leichtesten und letzten Rolle seines Lebens — als Schloßverwalter — vortrefflich gefällt.

### Der reiche Mahmud.

Eine lehrreiche Geschichte aus Arabien von Franz Woas in Wiesbaden.

Mahmud ben Chalet, der arabische Grundbesitzer, Kaffeepflanzer und Großkaufmann, der reichste Mann, den es auf der ganzen Küstenstrecke von Mokka an bis nach Hodeida hin gab, hatte sein Haus verlassen.

Von seinen Bergen her zog er mit zweiundvierzig Kamelen der Küste des Roten Meeres zu. Mit reichen Schätzen des innern Arabiens waren alle diese Tiere schwer beladen, mit Wachs und Honig, Zibet und Weihrauch, Indigo und Myrrhen, vor allem aber auch mit Kaffee aus dem Eigenbau des reichen Mannes.

Es waren freilich unruhige Zeiten, denn aufwühlende Beduinen schwärmten überall im Lande umher; aber der Imam von Sana war auch nicht gerade ruhig und hielt die räuberischen Vanden wohl in Schach, und um so höher stand jetzt alles im Preise. Jetzt galt es! Da war ein gewaltiger Fischzug zu machen, wenn die Waren ungefährdet nach Hodeida gelangen.

Alle seine Kamele hatte Mahmud bepackt, alle seine Speicher geräumt, um die Gunst der Zeit nur so recht auszunutzen. Nur ein einziges Kamel hatte er zurückgelassen, ein nichtsnutziges, das lahm war von Geburt an, das keine Dienste tat und doch mit durchgefüttert werden mußte.

Am Berge Djebel Hadhur machte die Karawane ihren ersten Halt; die Zelte wurden aufgeschlagen und beim Scheine der untergehenden Sonne die Gebete verrichtet.

Als am Morgen darauf wieder aufgebrochen wurde, richtete Mahmud ben Chalet das große, ruhige Auge noch einmal nach rückwärts und suchte sich am Horizonte noch einmal die Stelle seines Besitzes. Allah sei gepriesen! Das Haus war in sicherer Hut; denn er hatte seine Söhne dort zurückgelassen, gut bewaffnet mit englischen Mehrladern und versehen mit tausend Stück Patronen! Sie sollten nur kommen, die Räuber aus den Bergen, es wurde ihnen gut gebient; denn seine beiden Söhne Osman und Ali hatten Augen wie Falken. Auf den jüngsten Sohn Reddin war freilich kein Verlaß, weil er schielte, und einen Buckel

hatte er obendrein; aber immerhin konnte auch er einige Dienste tun unter der Anleitung der anderen.

Auch seiner Frauen gedachte Mahmud, namentlich der schönen Hariri, die er aus der Landschaft Nedjeb unter so vielen Umständen und großen Kosten in sein Haus gebracht. Sie war ungewöhnlich groß, beinahe so groß wie er selbst; er hatte noch niemals eine Frau von so stattlicher Größe gesehen, geschweige denn befehen.

Darüber vergaß er aber auch die anderen Frauen nicht. Fatima war ja auch die Mutter seiner beiden Söhne Osman und Ali, und wenn Hariri nur ein



Allah sei gerufen!

wenig kleiner gewesen wäre, dann würde Fatima selbstverständlich heute noch immer die erste seiner Frauen sein.

Die helläugige Zoe erfreute sich seiner Gunst, weil sie es so ausgezeichnet verstand, ihm den Kaffee gerade in der Art zu bereiten, wie er es liebte.

Die kleine Aris, trotzdem sie aus Mokka stammte, verstand sich bei weitem nicht so gut darauf.

Von Sulleima hatte er seinen Sohn Neddin; sie besaß somit gewisse Ansprüche an ihn; aber Neddin schielte ja, und einen Buckel besaß er obenein.

Auch die dunkelhäutige Ma tauchte deutlich vor seinem innern Auge auf. Wie schön war sie gewachsen! Wie zart und zierlich war sie! Nicht umsonst stammte sie aus dem Lande Jemen, aus dem die schönsten Frauen ganz Arabiens herkommen.

So hatte eine jede ihre Eigenheiten und ihre Vorzüge. Nur einer von ihnen, der siebten, gedachte er etwas flüchtig. Dies war Djemileh, die Himjaritin. Beinahe unmutig wurde er sogar immer, wenn er ihrer gedachte.

Auf einer Geschäftsreise, die er einmal nach dem Hadramaut unternommen, hatte er sie erworben.

Es war das überhaupt ein Unglücksunternehmen gewesen. Allah hatte ihn damit prüfen wollen. Mit einundzwanzig Kamelen war er ausgezogen, und mit sieben kehrte er heim; vierzehn Tiere waren ihm unterwegs gefallen; das ganze Unternehmen war mißglückt; aber — eine neue Frau brachte er dafür mit heim. Er hatte sie noch auf der Hinreise erworben, unterwegs, in einer Herberge, wo sie ihm aufgefunden war — nicht etwa durch ihre Gestalt, denn sie war klein, schwächlich und unscheinbar; sondern lediglich durch ihr schönes treuherziges Auge. Erst hinterher mußte er leider bemerken, daß sie etwas unterhalb der linken Wange ein Muttermal hatte.

Dieser häßliche gelbe Fleck störte ihn; er konnte sich durchaus nicht an sie gewöhnen. —

Langsam zog die Karawane ihres Weges daher. Die Sonne brannte; kein Baum, kein Strauch ringsum! Und wie einsam war die Straße, die doch sonst so stark begangen war; die unruhigen Zeiten hielten alle Kaufleute und Reisenden fern; aber gerade das freute den unternehmenden Mahmud ben Chalet, denn um so geringer mußte ja das Angebot in allen den Waren sein, die er mit sich führte. Während er langsam auf seinem Kamele dahintritt, rechnete er sich aus, daß er — auch nur mittlere Preise vorausgesetzt — eine Summe von zweihundertfünfundsiebzig türkischen Pfunden lösen müßte. Seine Gedanken weilten bereits in Hodeida, in den Räumen des indischen Kaufhauses Mohamedally-Ceradji. Wie wollte er da von Stand zu Stand gehen, um dann seinerseits Einkäufe zu machen in Baumwoll- und Seidenstücken, Schuhen und Gürteln, Kopftüchern und Mützen — alles Dinge, die seine Frauen gern hatten über alle Maßen! Aber auch Messer und Werkzeuge, Porzellan und Glas — kurz alles, was in seinem reichen Haushalte so stark verbraucht wurde, wollte er in Mengen einkaufen, wenn es Allah so gefällt. . .

Denn das setzte er als gläubiger Muselman ausdrücklich oder stillschweigend allemal hinzu.



„Was wißt Ihr wohl von den Söhnen des Mahmud ben Chalet?“

Allah hatte es anders mit ihm vor!

Die Karawane hatte den Paß, der vom Randgebirge hinunter nach der Küste führte, eben erreicht und lagerte. Von ferne her glänzte der Wasserspiegel; Mahmuds scharfes Auge glaubte bereits die weißen Häuser von Hodeida zu erkennen. Die Abendgebete wurden verrichtet und Wachen ausgestellt. Dann pflegte man der Ruhe.

Um Mitternacht aber wurde das Lager überfallen; die Übermacht war so groß, daß jeder Widerstand vergeblich war. Mahmuds Leute sahen das sogleich ein; sie liefen ohne weiteres Besinnen von dannen. Nur Mahmud selbst wehrte sich so gut er konnte; er feuerte die beiden Revolver, die er bei sich trug, bis auf die letzte Patrone unter die Räuber ab, wurde dann aber niedergeschlagen und vollständig ausgeplündert. Alle seine Kleider wurden ihm vom Leibe gerissen; dafür warf ihm einer der Beduinen seinen eigenen schmutzigen Burnus hin. Alle zweiundvierzig Kamele wurden mit ihren Lasten weggeschleppt. Halb-tot vor Erschöpfung und Aufregung, sowie außerdem schwer verwundet, blieb Mahmud auf dem Platze zurück.

Als er tags darauf wieder zu sich kam, fand er einen Schlauch Wasser und ein Säckchen Datteln vor; beides hatten die Beduinen bei ihm zurückgelassen, weil sie es nur auf die Waren und nicht auf das Leben des reichen Mannes abgesehen hatten. Er erquickte sich an den Datteln und stillte seinen Durst mit dem Wasser. Dann machte er sich auf den Heimweg.

Noch keinen Vierteltag war er gewandert, da traf er auf eine Patrouille des Zmam von Sana. Beinahe hätten ihn die Leute niedergeschossen, da er ja im Burnus eines Beduinen steckte. Dann aber erzählten sie ihm, den sie nicht kannten, daß überall Krieg im Lande sei; der Gouverneur habe alle jungen Leute ausheben lassen.

Mahmud fragte sie: „Was wißt Ihr wohl von den Söhnen des Mahmud ben Chalet?“

„Waren das nicht ihrer drei?“ war die Gegenfrage.

„Ja, ja; drei. Was wurde aus den beiden Ältesten? Osman und Ali ist ihr Name.“

„Man hat sie alle drei nach Djidda gebracht; sie werden dort eingestelt.“

Ganz betrübt setzte Mahmud seinen Weg fort. Nun war es erst recht nötig, daß er heimtam zu seinen verlassenen Frauen. —

Tags darauf begegnete er wiederum einer Patrouille. Die Leute machten aber diesmal nicht viel Federlesens mit ihm. Alle Beduinen waren ja jetzt im Aufstande, jeder Beduine war ein Räuber! Sie banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen, taten ihm außerdem einen Strick um den Hals, und so nahmen sie ihn zwischen ihre Pferde.

Dann ging es den Weg zurück, nach dem Meere und auf Hodeida zu.

So langte Mahmud einige Tage darauf richtig in Hodeida an.

Hier war alles in bester Ordnung; hier war von den Beduinen und ihren Räubereien nicht das mindeste zu spüren. Am Meere entlang standen genau wie sonst die prächtigen Kaufläden weit geöffnet, die Käufer strömten ein und aus. Am Strande aber lagen die mächtigen Schiffe; in großen Ballen und Fässern wurden die Kaufmannsgüter ein- und ausgeladen.

Die beiden türkischen Soldaten ritten mit gewich-

tiger Miene ein; sie glaubten wunder was für einen guten Fang gemacht zu haben.

Als sie aber an dem Kaufhause von Mohamedally-Ceradji vorbeikamen, hielt der indische Kaufherr erstaunt die Hände vor sein Gesicht. Er hatte seinen alten Kunden Mahmud ben Chalet sofort wiedererkannt, trotzdem er im Burnus eines Beduinen steckte. Daraufhin ließ man ihn frei.

Ganz erschöpft von dem beschwerlichen Wege, halb verhungert und verdurstet, mit noch brennenden Wunden, so sank Mahmud am Strande nieder, angefäch-



Es ist wirklich Djemileh, die das Kamel fährt!

des Kaufhauses, das er mit zweihundertfünfundsiebzig türkischen Pfunden zu betreten gedachte. Jetzt war der „reiche Mahmud“ ärmer als der ärmste Bettler von ganz Hodeida. Aus dem Kaufhause wurde ihm ab und zu ein Stück Brot oder eine Handvoll Datteln gereicht, sonst wäre er verhungert . . .

Einige Zeit darauf legte ein Schiff am Strande an, das von Djidda kam. Ein kleiner unansehnlicher Mann springt ans Ufer und schaut so eigenartig rechts und links, ganz als ob er schielte. Einen Buckel hatte er obendrein.

„Nebdin! Nebdin!“ schreit ihn plötzlich ein Bettler an, der im Schatten eines Baumwollenballens hockt.

Allah sei gepriesen! Vater und Sohn haben einander wieder gefunden! Der General in Mekka hatte wohl die beiden Brüder Osman und Ali unter die Soldaten gesteckt, aber den Schieläugigen hat er nicht nehmen wollen, zumal er obenein noch den Buckel hatte.

Ganz vergnügt hocken Vater und Sohn jetzt zusammen im Schatten des Baumwollenballens und erzählen einander die schrecklichen Dinge aus der letzten

Zeit. Das ganze Besitztum Mahmuds ist von der Erde vertilgt, die Gebäude sind verbrannt, die Pflanzungen zerstört, die Frauen alle fortgeführt . . .

Da, wie sie so hocken und sich erzählen, sehen sie, wie die Straße entlang ein Kamel daherkommt. Es ist lahm und wird geführt. Wer aber führt es? Mahmud schaut und schaut — es ist wirklich und wahrhaftig Djemileh, die das Kamel führt! Es hat sie beide niemand haben wollen.

Mahmud ben Chalet ist bald darauf in den Dienst des Kaufhauses Mohamedally-Ceradji getreten; er besorgt die Anfuhr und Abfuhr der Güter, und zwar mit seinem lahmen Kamele. Sein Sohn Neddin hilft ihm dabei in getreulichster Weise, ob er auch ein wenig schielt und obenein bucklig ist. Und eine bessere Frau gibt es in ganz Arabien nicht, als Djemileh, hat sie auch den bösen Fleck auf der linken Wange. —

Mahmud ben Chalet aber war noch zu keinen Zeiten so zufrieden, so glücklich und so reich . . .

### Schuld und Sühne.

Aus dem Nachlaß eines Verstorbenen.

Von A. Theinert.



Schon als Knabe verwaist, gut geschult, aber vermögenslos, hatte ich frühzeitig lernen müssen, mich zu tummeln. Mein Streben war in die Ferne gerichtet, in der Fremde sollte das Glück erjagt werden, und als ich, zweiundzwanzig Jahre alt, die Heimat verließ, in England eine mir dort gebotene Stelle anzutreten, erschien mir die Zukunft in rosigem Lichte.

Zwei Jahre später war das Licht erloschen.

Einer schweren Versuchung unterlegen und wegen Unterschlagung zu sieben Jahren Deportation verurteilt, war ich 1846 an Bord eines alten Seglers unterwegs nach Vandiemensland in Gesellschaft von hundert und etlichen, gleich mir, von der strafenden Nemesis Creilten.

Ueber das Hölleleben auf dem Schiffe will ich schweigen. Wochenlang war ich krank und so elend, daß ich den Tod ersehnte; doch ich erholte mich noch vor dem Ende der langen Fahrt und galt als Rekonvaleszent, als der „Delphin“ im Deventflusse ankerte.

Das Angebot von Zwangsarbeitern überstieg die Nachfrage, und da ich, auch nachdem wir gelandet, immer noch schwächlich war, wurde ich bei der ersten Auslese übergangen und im Sträflingsdepot zurückgehalten.

Das erste Jahr ging vorüber, ich weiß kaum noch wie, dann kam auch ich an die Reihe, überwiesen, an einen freien Kolonisten vermietet zu werden. Ich freute mich auf den Wechsel. Arbeit scheute ich nicht, und die vergleichsweise Stille des Buschlebens mußte reinigend wirken nach der schmutzigen Kameradschaft, der ich mich nicht hatte entziehen können.

Mister Alfred Seymour auf Mangana — ich hatte schon von ihm gehört, hatte ihn auch einmal gesehen, als er an uns mit Straßenausbesserung beschäftigten Sträflingen vorbeiritt. Das edel geschnittene Gesicht, die vornehme Haltung, der leuchtende Blick der blauen Augen, die ganze Erscheinung des Mannes hatten mir imponiert. Unverkennbar ein Gentleman. Daß er verächtlich auf uns herabschaute, wer hätte es ihm verdenken können!

Der also sollte mein Herr werden. Es war ja an sich schon eine unschätzbare Wohltat, nicht mehr allabendlich zwischen die Gefängnismauern zurück zu müssen, aber daß ich gerade für Mangana bestimmt worden war, erschien mir als eine besondere Gunst des Schicksals und ließ mich mit einem Gefühl der Erleichterung, wie es mir lange fremd gewesen, dem Ziele zu marschieren.

Seymours Residenz hielt die Mitte zwischen der primitiven Stationsanlage und der fertig ausgebauten Heimstätte. Die Ansiedlung lag, von Buschwald eingegrenzt, auf windgeschützter, sonniger Halbe des Huontales. Mich dünkte es ein kleines Eden.

Da ich für wirklich schwere Arbeit immer noch nicht zu verwenden gewesen wäre und an weiblichem Dienstpersonal in jenen Tagen großer Mangel in der Kolonie herrschte, wurde ich dem Küchendeartement zugeteilt.

Eine leichte Aufgabe war es nicht, Mister Seymour zufriedenzustellen; das merkte ich in den ersten Tagen schon. Mein Herr hatte ein hitziges Temperament und eine scharfe Zunge; wenn ich ihn aber in Gesellschaft seiner hübschen jungen Frau, im Kreise von Freunden oder sonst in einer Situation zu beobachten Gelegenheit hatte, in der er nicht den Gebieter über Strafarbeiter herauskehrte, nahm mich sein lebenswürdiges Wesen leicht gefangen. Mit Bitterkeit erfüllte mich manchmal der Gedanke, daß, wäre ich nicht der Versuchung erlegen, ich, meiner Erziehung und Bildung nach, an dieses Mannes Tische als willkommener Gast hätte sitzen können.

Seymour bekannte sich unumwunden zu der von den meisten freien Kolonisten gehegten und im allge-